

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 13

Artikel: Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Zug nach der Stadt.

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Da brach in das lastende Schweigen plötzlich ein dumpfer Knall, eine Erschütterung lief durch das Haus, die Hängelampe geriet ins Schwanken, und den Kamin herab fuhren polternd und rasselnd bröckelnde Steine. Die Fenster klirrten, von dem Wandbrettchen sprang eine Gipsfigur auf und stürzte auf das Parkett, die weißen Trümmerstückchen weit hinschleudern. Laut schrie die Mutter auf, und Regina klammerte sich fester an Bernd; der Vater war mit einem Schritt, schwankend wie ein Trunkener, an das Fenster geeilt. Aber draußen arbeiteten die Männer in der Erde, kein Unglück war dort geschehen.

Auf einmal tauchte in Bernhards Seele eine Erinnerung auf.

„Mein Gott, Maximow!“
stieß er hervor, und schon schlugen Türen im Haus, riefen angstvolle Stimmen über Flur und Treppe. Im Laboratorium

war eine Explosion erfolgt. Sie flogen die Treppen hinauf, im zweiten Stockwerk war die Scheibe der Korridorthüre gespalten, sonst war nichts zu sehen. Auf der Treppe standen ängstlich, neugierig, mit fahlen Wangen und unstätigen Augen die Studentinnen; ein Polytechniker, ein blutjunger Bursch, hatte die Rükenthüre aufgerissen. Als Regina sich neben Bernhard herzubrängte, schloß er hastig zu, stellte sich davor und sagte im Züricherdialekt zu ihr: „Bleiben Sie weg, Fräulein, das ist nichts für Sie. Schicken Sie zum Arzt!“

Auch Bernhard wies die Frauen zurück: „Ich gehe allein. Es sind wohl Chemikalien da, die noch Unheil stiften können.“ Das scheuchte die andern zurück. Schnell trat er ein und schloß hinter sich die Thüre wieder. Und dann bückte er sich zu Maximow nieder. Wie ein Toter, von einem Sprenggeschöß Niedergeworfener lag er auf

den Fliesen. Das Haar versengt, mit geschwärztem Antlitz, und auf den Fliesen stand Blut. Zersplitterte Kolben bedeckten den Boden, und durch das geöffnete Fenster entwich ein Streifen grauen Rauches ins Freie. „Nitroglycerin,“ murmelte Bernd und ohne sich zu besinnen, hob er den regungslosen Körper auf. Schwer lag der schlankte Leib ihm im Arm. An der Thüre half ihm Egli die Bürde tragen, und sie legten ihn auf das Bett. Hier drängte Regina sie beiseite, und eine

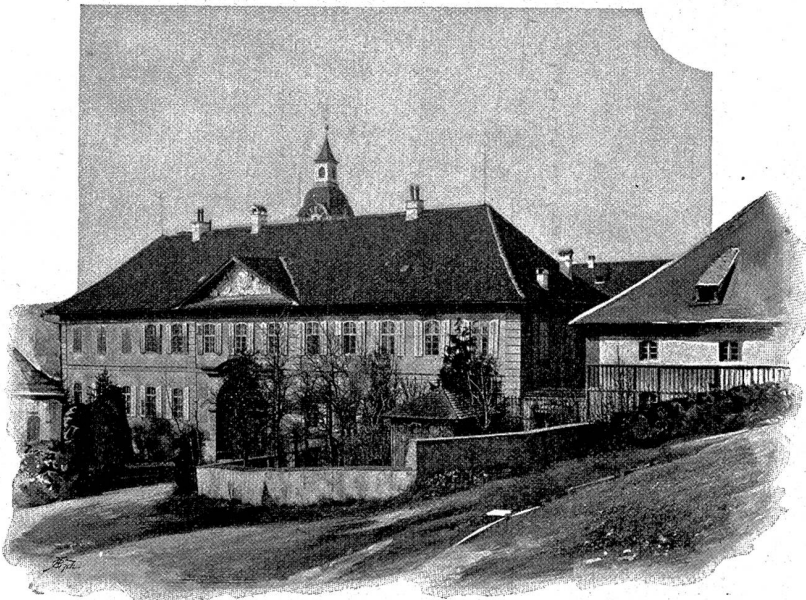
kleine Russin, ein ärmliches Kind mit flinken, mageren Fingern, trat ruhig herzu, begann den Verunglückten zu entkleiden und schlug eine Binde um den Arm, wo aus tiefer Schnittwunde das rote Blut quoll. Bernhard ging in die Küche zurück und untersuchte Flaschen und Gefäße. Mit schnellen Griffen be-

gefahrlicheren Substanzen. Eine Flasche mit Nitroglycerin war umgefallen, wie ihm schien, wie er sich glauben machen wollte.

Als er auf den Gang hinaustrat, sah er Frau Egli totenblaß, mit entstellten Zügen auf der obersten Treppenstufe sitzen. Er beruhigte sie, sagte, daß keine Gefahr weiterer Explosionen bestände, und daß die Erschütterung keinen Schaden von Bedeutung hinterlassen habe.

„Wie es mit ihm steht, weiß ich freilich nicht. Wenn nur der Arzt käme!“

Als er erfuhr, daß der Polytechniker in die Klinik gerannt sei, um sofort einen herbeizubringen, wurde ihm leichter. Im Zimmer Maximows war Totenstille. Er lag jetzt entkleidet unter der Decke. Seine Hände waren in Verbandwatte getaucht, und auch auf seinem entstellten Antlitz lag eine Schicht der weißen, flockigen



Das Luzernische Lehrerseminar in Hiltirch, ehemalige Kommende des Deutschritterordens.
Phot. Stöcker.

Masse. Er stöhnte leise. Regina stand am Kopfende des Bettes und hielt das verhüllte Haupt mit sanften Händen, während ihr die Thränen über die Wangen rannen. Lautlos, das gelbliche Gesicht in eiserner Entschlossenheit erstarrt, arbeitete die kleine Russin. Sie hatte einige beschriebene Blätter aus Maximows Schreibmappe gezerzt und knüllte sie zusammen, schnell mit zwei Griffen, dann barg sie sie in der Tasche.

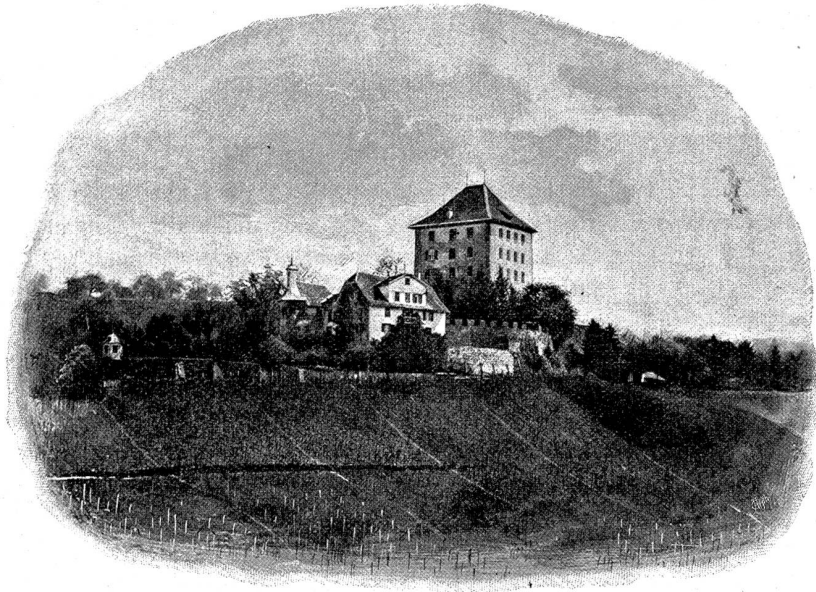
Bernhard verstand Reginenens Blick. Er nickte, um anzudeuten, daß der Arzt unterwegs sei. Da regte sich der Arme und undeutlich, durch den Verband gedämpft, vom Schmerz erstickt, klangen ein paar russische Worte. Aber die Studentin hatte sie wohl verstanden, sie beugte sich über ihn und murmelte eine Antwort. Doch ehe Bernd sie um Aufklärung bitten konnte, stieß Maximow noch ein Wort hervor, ein einziges. Es war nur ein dumpfer Laut, aber Regina sah Bernhard plötzlich mit großen, tödlich erschreckten Augen an, und auch er hatte die Silben verstanden. Noch einen Augenblick schwankte er, dann nickte er, trat zu dem Freund, bückte sich nieder zu dem wunden Haupt und sprach voll Mitleid: „Ich geh' sie holen.“

Auf der Treppe begegnete ihm, schweratmend ein Assistenzarzt. Er fragte: „Wie steht's, der Bote wußte nichts Genaueres?“

„Gehen Sie hinein, Doktor: Nitroglyzerin explodiert, jedenfalls hat Maximow die Flasche fallen lassen.“

„Teufel auch,“ rief der Arzt, faßte das Verbandfistchen fester und sprang die Stufen hinauf.

Im Fluge durchheulte Bernhard die Straße. Als er im Häuschen angekommen war, mußte er auf dem Vorplatz einen Augenblick Atem schöpfen. Aber noch stand er im Zwielficht und rang nach Luft, da öffnete Hertha die Thüre. Sie erblickte ihn, stutzte, packte ihn an den Schultern, starrte ihm in das verstörte Antlitz und wich dann langsam, stumm von ihm zurück. Der Major saß über der Zeitung und fragte erstaunt: „Manu, woher des Wegs und so gehezt?“



Schloß Seebegg (Kant. Luzern). Phot. Stocker.

Aber jetzt wurde er den Gesichtsausdruck des Sohnes gewahr. Er legte das Blatt beiseite, stand auf und fragte mit sichtlich Beherrschung: „Was ist gescheh'n?“

Bernhard zögerte, endlich stieß er heraus: „Er, Maximow möchte dich sehen, Hertha, er ist, er hat sich verletzt.“ Sie schwankte nicht, kein Laut kam über ihre Lippen.

Wie aus Marmor gemeißelt waren ihre Züge. Sie nahm den Ueberwurf um, drückte das Barett aufs Haar und ging. Der Major folgte ihr. Neben ihm hergehend berichtete Bernhard das Geschehnis, und er bemerkte, daß die Schwester seine Worte auffing. Aber ohne ein Zeichen zu geben, ging sie weiter. Und schon standen sie vor der Pension, jetzt stiegen sie hinauf und erreichten die Thüre. Da wandte sich Hertha um und sagte mit mildem Ernst, während in ihrem starren Gesicht sich alle Linien lösten: „Laßt mich allein zu ihm gehen.“

Und allein trat sie ein. Regina gab ihr den Weg frei, und der Arzt folgte dem jungen Mädchen, das ihm einen Wink mit den Wimpern gegeben hatte. Die Russin war nicht mehr im Zimmer. Als sich die Thüre geschlossen hatte, trat Hertha an das Bett. Von Maximows Antlitz war wenig zu sehen, nur das Kinn mit dem flaumigen Bart und das Ohr war frei vom Verband. Er lag ruhig und atmete so schwer, daß die Hülle, die über Mund und Nase lag, sich hob und senkte. Und Hertha kniete an der niedrigen Bettstatt nieder und sprach leise: „Maximow, Dmitri, ich bin da.“

Einen Augenblick setzte der Atem aus, die verbundenen Hände, der bandagierte Arm zuckten, das Haupt bewegte sich, dann lag er wieder reglos in den Schmerzen gebannt, und eine Stimme drang aus der Verhüllung: „Hertha, ich danke Ihnen, o liebe Hertha!“

Sie weinte nicht, eine Ahnung hatte ihr gesagt, daß ein Unglück mit ihm ging, als er sie verlassen hatte.

„Sie thun mir so leid! Ich will bei Ihnen bleiben, bis es wieder besser geht!“

„Nein — nicht bleiben. Nur grüßen!“

Sie widersprach ihm nicht, und auf einmal ergriff sie das Mitleid mit dem Mann so gewaltig, daß sie sich über ihn beugte und auf das Fleckchen der Schläfe küßte, das sich mit dem Ohr aus dem Verband stahl. Und als er still lag, so still, als fürchtete er, es sei ein Traum gewesen, fragte sie: „War es ein Unglück oder?“

Da antwortete er leise: „Ich weiß es nicht.“

Sie fühlte, wie ihr Herzschlag stockte. Eine furchtbare Angst kam über sie, und sie fragte: „Sie wissen's nicht?“

Eine Zeit lang wurde kein Laut hörbar, dann kam die Antwort: „Ich wollte arbeiten. Ein Experiment für Rußland. Da dachte ich an Sie, und auf einmal, ich weiß nicht, kam Schlag und Feuer.“

Noch einmal drückte sie sanft, tröstend die Lippen auf das entstellte Haupt, dann stand sie auf. Was sie als Liebe gefühlt, als Neigung bekämpft hatte, war in ein einziges großes Mitleid umgewandelt worden, ein Mitleid so groß und werthätig, daß es über den einen Menschen, der ihr teuer war, hinaus die ganze Welt zu umfassen strebte.

Sie ging und öffnete. Der Major trat ein und hinter ihm Regina und Bernd. Da sagte Hertha: „Ich will ihn pflegen und wie ihn jetzt, so später andere. Zur Arztin zu schwach, zur Pflegerin fühl' ich mich stark und reich genug.“

Und noch einmal zitterte es von dem Schmerzenslager her, wo der blinde Eiferer geblendet lag: „Hertha, liebe Hertha.“

Zwölftes Kapitel.

„Wie die Zeit vergeht,“ sprach der Major über die Schulter ins Zimmer zurück, aber niemand antwortete, und als er den Kopf wandte, sah er, daß er allein war.

Da lehnte er sich wieder bequem auf das Gestirn und blies die Tabakswolken in das junge Weinlaub, das neckisch vom Spalier hing und im leichten Winde schwang. In der Nacht war ein Regen niedergegangen und hatte den Staub getilgt, und wenn die Sperlinge durch das Laub schlüpfen, sprühte es kristallen von den Blättern. Die Sonne fiel auf die große Bahnhofshalle, und wie weißglühendes Eisen flammte die Glasbedachung zu dem Major herauf, der das Gewirr der kleinen schwarzen Ameisen verfolgte, die sich auf den Schienen kreuzten. Nicht größer als Ameisen erschienen ihm die Züge, und zahlreich wie diese, strichen sie aus und ein. Im Industriequartier rauchten die Kamine, aber der Qualm wurde verweht und der Morgendunst war nur noch drüben am Fuße des Metliberges im Verschwinden, sonst lag die Stadt klar unter ihm. Ueberall erhoben sich neue, rötlich schimmernde Häuser, und bis weit ins Limmatthal hinein reckten die Straßen die Arme.

Der Major sah die Straße hinauf und verfolgte die Tramways, die an der Mündung der Sonneggstraße in die Universitätsstraße auftauchten, um alsbald

wieder zu verschwinden. Der Briefträger kam noch immer nicht und heute mußte doch die Meldung in der Zeitung stehen. Selbst wenn er auf Verspätung Rücksicht nahm, konnte die Avancementsliste nicht länger ausbleiben.

Da rief jemand von der Straße zu ihm herauf, aber als er sich weit überlehnte, um durch das Blättergewirr unbehindert einen Blick hinabwerfen zu können, entdeckte er, daß es eine Händlerin mit Kirschen war, die herausfordernd mit der auf dem Handwägelchen stehenden Wage klapperte. Mergerlich zog der Major den Kopf zurück.



Schloßportal auf Heidegg. Phot. Stocker.

Hinter ihm regte sich Geräusch. Mit den Worten, „Herrchen, bist du's?“ wandte er sich um. Doch es war Bernhard, der aus dem Nebenzimmer kam.

„Du willst ausgehen, Bernd?“

„Ins Laboratorium, Papa!“

„Du bist ja ausgeschieden, wozu ereiferst du dich denn immer noch?“

„Ich will nicht rasten, Pa, und bis wir unsern Troßkarren befrachtet und bespannt haben, um an den Main hinunter zu ziehen, wird wohl noch ein Sümmechen heller Sommertage vergehen.“

Der Vater sog an der Pfeife und blickte den Sohn herzlich an: „Ei, ei, mein Jung', auch du!“

„Wie meinst du das, Papa?“ entgegnete Bernd befangen.

„Wie ich's meine, alle Wetter: ‚Trübe Augen, blasse Wangen', so mein' ich's. Kennst doch das alte Thüringer Liedchen, das uns die Kommandeuse von Ihrer Einzigen bei jedem Anlasse aufs Brot streichen ließ.“

„So schlimm ist's noch nicht,“ erwiderte Bernhard mit ernstem Lächeln. Aber daß die Situation nicht gerade erquicklich ist, Regina auf dem Dorf auf die Nachgiebigkeit ihrer Mutter oder ein Machtwort ihres Vaters hoffend, ich hier zwischen Thür und Angel und mich

nach ihr hangend — na, das wirst du wohl wissen, Papa.“

„Weiß ich auch,“ polterte der Major und stieß die Luft durch das Rohr hinunter, daß die weiße Asche aus dem ausgebrannten Pfeifenkopfe hervorschoß.

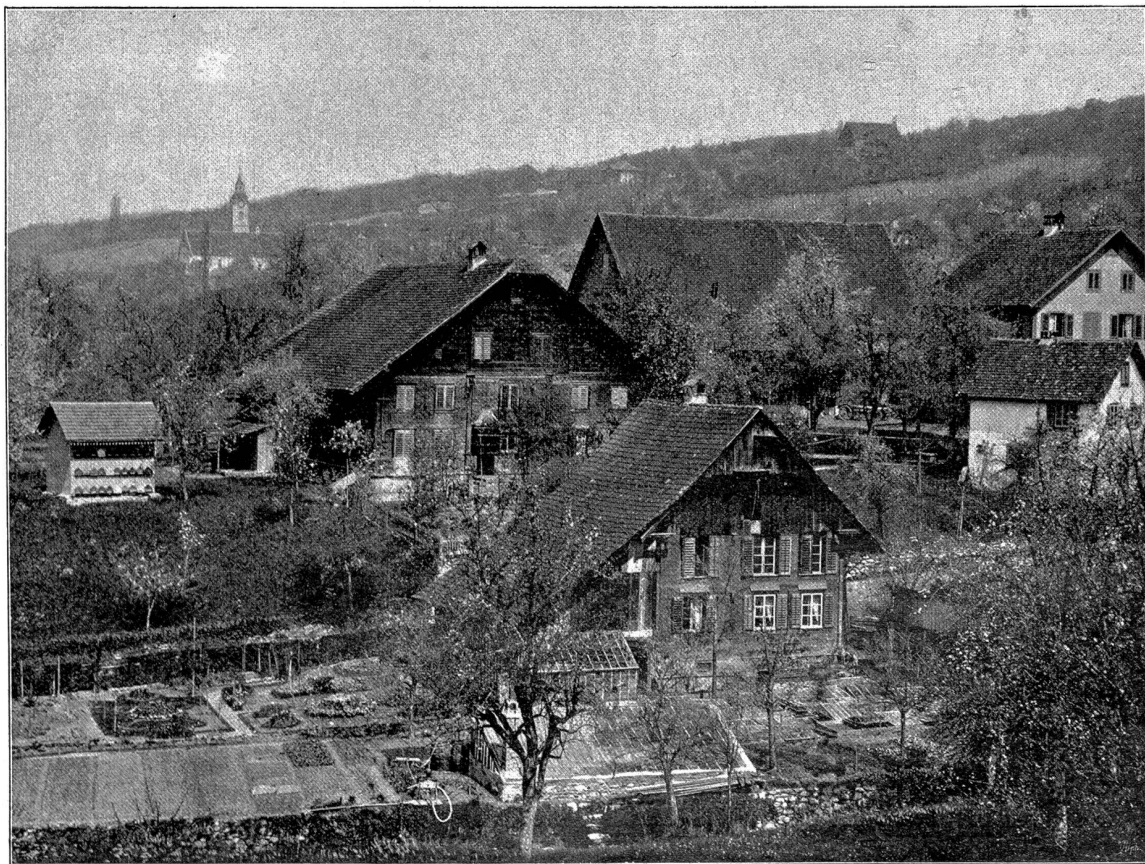
Bernhard blieb vor ihm stehen und starrte gedankenvoll vor sich hin. Nach einer Weile fragte der Major: „Also Maximow ist thatsächlich abgereist?“

„Ja wohl, gestern. Jämmerlich entstellt im Gesichte; aber die Augen sind gerettet, wenigstens das rechte, auf dem linken hat er freilich nur noch einen Schimmer.“

„Armer Teufel! Und nach Rußland, zu Muttern ist er?“

„Ja, irgendwo im Gouvernement Tambow. Ein paar Dessätinen Land, sagte er, könne er am Ende noch kaufen und Hansf bauen. Zuletzt hat er von russischem Lindenblütenhonig gesprochen. Eine ergreifende Wandlung ist in ihm vorgegangen, und als ihm am Krankenbette aus den Vorlesungen Herthas die letzten Schriften Tolstois bekannt wurden, da hat auch er sich für den Bauernkittel und die Abkehr von der Kultur, für die Flucht aus der Stadt in die Wildnis entschieden.“

„Wenn man einem Kranken russische Schwärmereien



Gelfingen (Kant. Luzern). Phot. Stocker.

in deutscher Sprache vorträgt, und der Kranke die Stimme der Vorleserin gerne hört, ja, dann kann die Wirkung doch nicht ausbleiben," versuchte der Major zu scherzen. Aber sein Gesicht spiegelte den Scherz nicht wieder. Und um das Gespräch abzubrechen, räusperte er sich und sagte: „Wenn ich nur wüßte, wo die Zeitung bleibt!“

„Die steckt vielleicht schon im Briefkasten, werde 'mal nachsehen und an der Glocke ziehen, wenn dem so ist,“ erwiderte Bernhard, ehe er das Zimmer verließ.

Gleich darauf ertönte die Glocke und alsbald riß der Major die Thüre auf und hastete die Treppe hinunter. Bernhard stand noch auf der Hauschwelle, da entfaltete der Vater das Zeitungsblatt, überflog die erste Seite und rief: „Da ist die Beförderungsliste.“ Und auf einmal stieß er einen lauten Ruf aus, der wie ein Hurra durch das alte Haus tönte, und klopfte mit dem Zeigefinger auf die Druckstelle, indem er aufgereggt, mit glänzenden Augen hervorstieß: „Er hat, er hat, Junge, unser Fritz hat die Sterne in die Epauletten gekriegt für die Affaire mit den Schwarzen!“

„Gratuliere dir, Papa, zu unserm Premier. Er muß sich doch famos gehalten haben,“ antwortete Bernhard, und der Vater schüttelte ihm fast die Hand aus dem Gelenk. Dann stieg er die Treppe wieder hinauf und suchte den Brief hervor, der aus Berlin eingegangen war und die offizielle Mitteilung von dem Streifzug enthielt, den Lieutenant Hoyer mit fünf Unteroffizieren und dreißig eingeborenen Soldaten gegen die rebellischen Masiti unternommen hatte. Aber verwundet war Fritz auch. Freilich sprach der Bericht nur von einer leichten Speerwunde, die der Lieutenant erhalten hatte, als er das befestigte

Dorf der Masiti erstürmte. Aber sie hatte dem Major schlaflose Nächte gebracht, denn er hatte von vergifteten Waffen gehört und gelesen. Erst Frixens Telegramm, in dem kurz und bündig stand: ‚wieder dienstfähig‘, hatte ihn beruhigt. Also Premierlieutenant!

Er trat wieder ans Fenster und sah sinnend in den Tag. War der Junge ein rechter Soldat, trug ihn Tüchtigkeit und ein bißchen Glück empor, so wollte er alter Knabe keinen bösen Blick mehr nach der scharfen Ecke zurückwerfen, an der er aus der Richtung gekommen und gestrandet war. Und auf einmal packte ihn das Verlangen, dem Jüngsten ein Zeichen über das Wasser zu senden. Kostete es auch eine halbe Monatspension, er mußte dem lieben Kerlchen, das die Sterne im Buschkrieg mit den Kannibalen erworben hatte, ein Kabellegramm nach Ostafrika nachjagen.

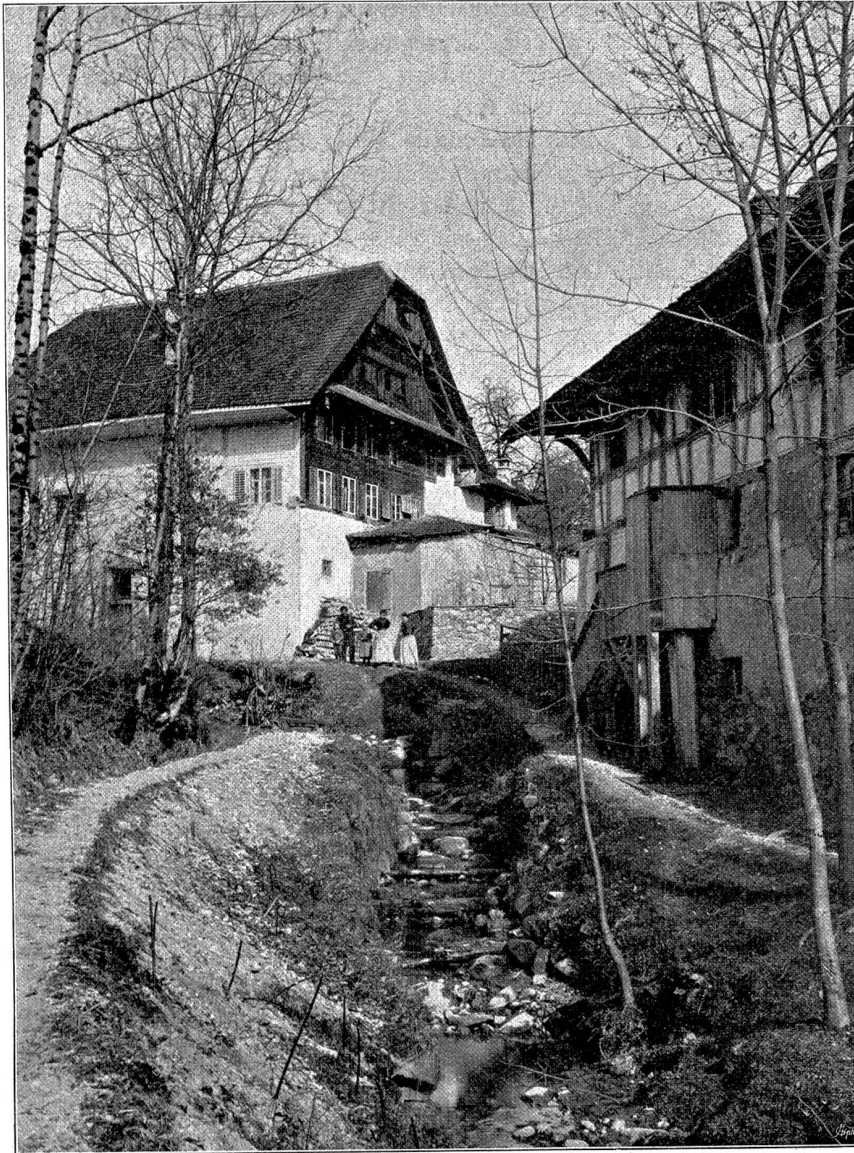
Als er das Haus verließ, schaute er in alter Gewohnheit noch einmal in den Briefkasten. Wahrhaftig, da schimmerte noch etwas weiß durch das Gitterthürchen. Er öffnete das Kästchen. Eine Ansichtspostkarte aus Abbazia, spinnwebzarte, weibliche Federzüge — der Major hielt das glänzende Papier weit von sich weg, be-

schattete die Augen mit der Hand und las, mitten auf der Straße stehend, die Worte: „J'avais deviné en vous son père. Aujourd'hui ça me revient. Ne m'en voulez pas! Antje.“

Die Karte bebte in seiner Hand. Mechanisch drehte er sie um und suchte nach dem Poststempel. Sie war in Wien auf die Post gegeben worden. Die Schriftzüge aber schienen schon ältern Datums zu sein. Mit gesenktem Haupte schritt Major Hoyer in den warmen Junimorgen hinein, weiter, immer weiter. Auf der Quaibrücke, mitten im Verkehr, fand er sich plötzlich



Burgruine Nefel (Sant. Luzern). Phot. Stocker.



Mühle in Kleinwangen (Kant. Luzern). Phot. Stocker.

wieder. Die Karte hielt er immer noch in der Hand. Er lehnte sich auf das Geländer und schaute über das blaugrüne Wasser. Eine Dampfschwalbe schoß mit umgelegtem Schornsteine unter den Brückenbogen hindurch in die Limmat und ihr Pfiff rüttelte den Major auf. Er richtete sich in die Höhe, zerriß die bunte Karte und warf die Schnitzel ins Wasser. Dann ging er die Bahnhofstraße hinauf auf die Post und schrieb die Worte des Telegrammes auf, das über Brindisi nach Dar-es-Salaam gesendet werden sollte. Er schrieb langsam, sorgfältig, als läse der Sohn seine Handschrift: „Kopf hoch, alle stolz auf dich. Vater.“

Doch als das geschehen war, trieb es ihn nach Hause. Er sah nicht rechts noch links, sondern ging auf dem kürzesten Wege nach der Station der Draht-

seilbahn, die ihn auf die Höhe des Polytechnikums und nach Oberstraf hinaufhob. An der Bergstation traf er, als er den Wagen verließ, auf Egli, der im Begriffe war, in die Stadt hinabzufahren. Sie reichten einander die Hände.

„Wohin des Wegs?“ fragte der Major.

„Aufs Dorf, Herr Major,“ erwiderte der Bauer, der in seinem schwarzen Rock so stattlich aussah, daß Hoyer sagte:

„Im Feiertagskleide?“

Doch der fragende, befangene Blick Eglis veranlaßte ihn, die Unterhaltung abzubrechen. Er wollte nicht, daß seine Frage als Anspielung aufgefaßt werde. Aber über dem letzten Händedrucke sagt er dennoch in gelassenem Tone: „Grüßen Sie mir mein Regiment!“

Dann ging er die Tannenstraße hinauf. Egli aber blickte ihn nach, bis ihn der Beamte daran erinnerte, daß der Wagen abfahre. Da stieg er ein und fuhr in die Tiefe.

Am Limmatquai umbrauste ihn das Gewühl des Verkehrs, und heute noch ging er so fremd hindurch, wie vordem,

da er zu kurzem Aufenthalt vom Dorf in die Stadt gekommen war.

Er ging über die Bahnhofbrücke, auf der die Tramways dumpf rollten und unter der das Wasser, von den Triebrädern der Gewerbetreibenden, die in den Häusern auf dem Inselchen des Flusses hausten, zu Schaum zerquirlt eilig dahinschoß. Mit lautem Rauschen, das den Tageslärm begleitete, fuhr der Schwall unterhalb der Brücke über das Wehr. Auf dem Bahnhofsplatz packte Egli einen Augenblick eine Beklemmung, so sehr mußte er sich durch Gepanne und Räder den Weg suchen. Er war seit zwei Wochen nicht mehr hierhin geführt worden, und schon wieder klangen die Hämmer der Arbeiter von neuen Gerüsten, stiegen schwere Steine an den Winden zu höheren Stockwerken

empor, und der letzte freie Platz innerhalb der Baulinie, der alte Schützengarten war durchwühlt, hergerichtet zum Baugrund für den Palast, der hier aufgetaucht sollte. Zwischen Bergen von Koffern bahnte sich Egli den Weg zu der Warthalle. Fremde Sprachen umschwirrten sein Ohr, Züge donnerten in die Halle, mit lautem Kreischen schob sich, schwer beladen, ein Förderwagen über den Perron, und dazwischen klangen wiederum die Hämmer der Zimmerleute, die eine Notthalle aufrichteten, um den Bahnhof, der dem Verkehre nicht mehr gewachsen war, zu vergrößern.

Ein Fähnlein Bewaffneter mit einem Schützenbanner drängte sich in den Wartesaal und einer der jungen Männer schlug Egli auf die Schulter und rief ihm einen fröhlichen Gruß zu. Egli erkannte den Karli vom Dorfe, der ihm den Hausrat in die Stadt gefahren hatte. Schwer lag die müde Hand des Mannes in des jüngern nerviger Faust. Oben am See sei ein Schützenfest, da zögen sie hin, und wenn nicht den Lorbeer, einen Eichenkranz zum mindesten hofften sie an ihr Banner zu heften. Und er nahm das Ordnungsgewehr von der Schulter, wo er es am Riemen getragen hatte und strich zärtlich über den braunen Laufmantel, der das Rohr umschloß. Ein Fuchzer fuhr aus der Schar gegen die gewölbte Decke und das Bannertuch hauchte sich, als sie durch das Thor auf den Wartsteig traten, wo der Wind sich fing.

Vater Egli lehnte das Haupt an die Rückwand seines Sitzes und atmete auf. Die Räder begannen sich zu drehen und der Zug glitt aus der Halle, rollte über die Söhlbrücke und beschrieb einen Bogen nach links, um durch das Häusergewirr der Vorstädte, die längst mit der Altstadt verwachsen waren, das Seeufer zu gewinnen. Endlich bligte zur Linken das Wasser. Die Stadt mit ihren Kuppeln und Zinnen, Dächern und Türmen trat zurück. Am See entlang, durch grünes Gelände, vorbei an Landhäusern und Dörfern, die sich an den Hängen hinzogen, fuhr der Zug, die blinzelnde, von der Sonne in alle Spiel Farben von Blau und Grün gekleidete Wasserfläche dicht zur Linken. Als Egli ausstieg, rief ihm Karli noch einen lustigen Gruß nach, dann schritt der Landmann die Gassen des stattlichen Fleckens hinauf und trat auf den Nichtweg, um durch den Wald das Bergdorf zu erreichen. Im Niede blühte das Knabenkraut und um Kleebumen und Skabiosen summten

die Bienen. Auf der Höhe hingen noch die Kirschchen ungebrosen im Laube und Egli sah auf dem Steimmättli, auf der Hügelfirst, die Leitern am Stamme der alten Kirschbäume, die dort schwarz in die blaue Luft ragten. Er stieg die letzte Bodenschwelle hinan und betrat bei dem Schulhaus die Dorfstraße. Des Schulmeisters Geige klang mit dem zweistimmigen Gesang der Kinder gehend, in die Stille heraus, und ein Huhn stob aus dem kalkigen Grunde an der Mauer des Dorfwirtschaftshauses, wo es wohlighockt hatte, bis der Schritt des Mannes es aufstörte. Im Pfarrgarten blühten die Kieseben, und da, als Egli langsam, mit hellen Augen und tiefen Atemzügen, am Staket entlang ging, da hob sich ein braunhaariger Mädchenkopf aus den Erbsenstauden, ein Ruf und über den Kies flog Regina, trat auf die Straße und hing sich an des Vaters Arm.

„Grüß dich, Vater. Wie lieb von dir, daß du zu uns heraufkommst!“

Unruhig zuckten die Züge in dem härtigen, veronnenen Antlitz und die Worte stießen sich auf seiner Zunge: „Ja, Reginali, aufs mal hat's mir keine Ruhe mehr gelassen. Ich hab' wieder herauf müssen aus all dem Unfrieden.“

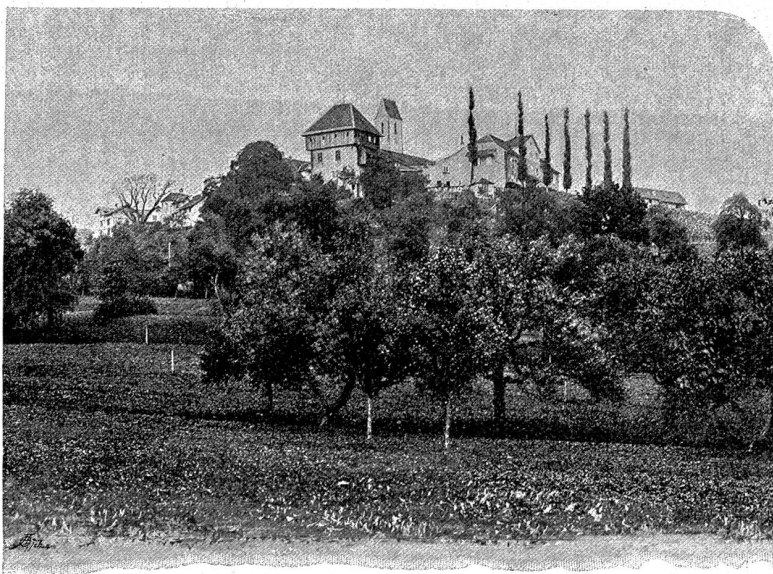
„Unfrieden? Was bringst du, Vater?“

Da huschte es wie Verlegenheit über sein Gesicht: „Du weißt es ja, Agnes und ihr Mann regieren jetzt bei uns. Aber sie bringen's vorwärts. Das schon.“

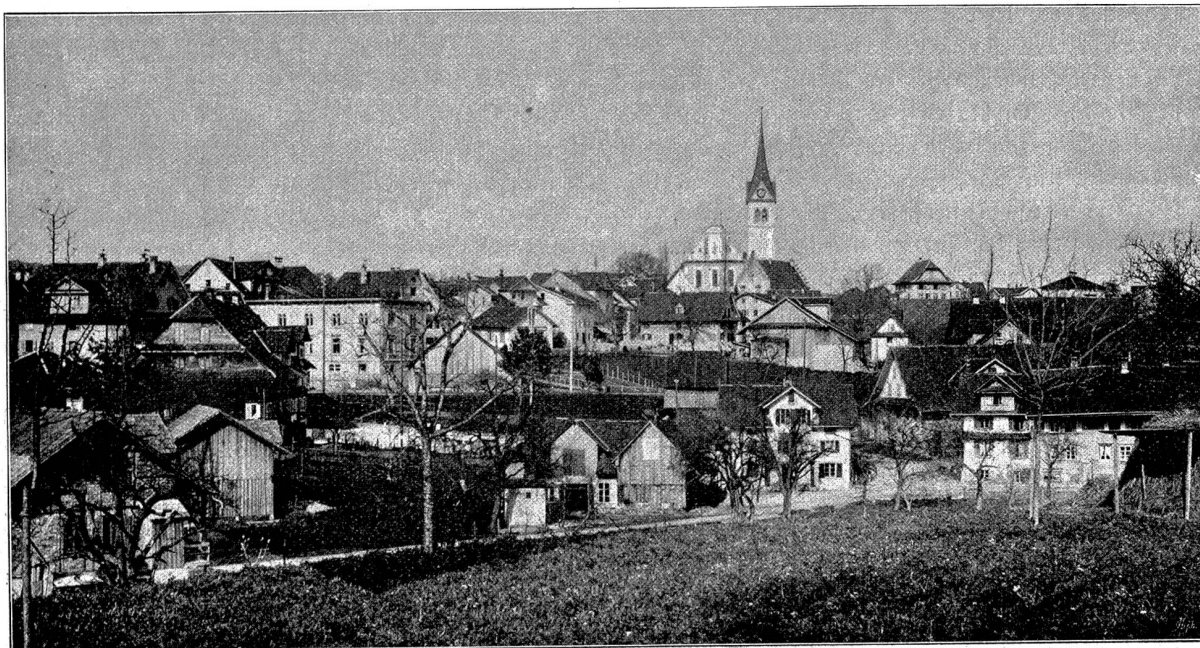
„Und sonst nichts — nichts von der Mutter?“

„Noch nicht!“

Sie wandte sich schweigend ab und zerpflückte das Laub, das sich durch den Zaun drängte. Aber als sie



Die Mitterburg Hohenrain (Kant. Luzern). Phot. Stöcker.



Hochdorf, Sitz der Schweiz. Seethalbahn. Phot. Stocker. (Vergl. Artikel über die Tell-Aufführung in Hochdorf; Heft 10 des laufenden Jahrganges).

neben sich den Schatten des Vaters schwarz und unbeweglich auf der sonnigen Straße liegen sah, überkam es sie wie Mitleid und sie lächelte ihn wieder an.

„Ist's heut' nicht, ist's morgen. Und du, du bist mir ja gut.“

Da preßte er die Zähne zusammen, um nicht in eine Verwünschung auszubrechen über seine eigene Schwachheit. Und er schämte sich vor der Tochter, schämte sich

vor sich selbst, daß ihm alle Stärke, alle Mannesgewalt abhanden gekommen war in der Stadt, wo er unnütz umherging, und, um nur etwas zu thun, den Kohrstock über den Leppichen schwang, bis ihn der Ekel vor dieser Arbeit ergriff und in den Weinkeller oder ins Wirtshaus trieb. Es brannte ihn unter den Lidern und zerrte an seinem Herzen, er murmelte: „Ja, und ich schaff' dir's, Reginki, ich schaff' dir ihren Segen.“
(Schluß folgt).

→ Die Weise. ←



Kloster Eschenbach (Kant. Luzern). Phot. Stocker.

Eine Weise die gefiel mir,
Hat mich magisch angezogen;
Diese Zauberweise spiel mir,
Streich mir mit dem Fiedelbogen!
Sieh, die Klang so lieb und schmeichelnd
Wie ein trautes Wort vom Liebchen,
Daß ich immer freudig lauschte,
Wenn die Weise
Leise, leise,
Leis' an mir vorüberrauschte.

Hör ich eine Geige singen,
Hör ich eine Geige weinen,
fängt mein Ohr mir an zu klingen
Von der Weise, von der Einen;
Und die lockt mich, und die zieht mich
Hin, wo sie zuerst erklingen;
Wo ich damals selig lauschte,
Wenn die Weise
Leise, leise,
Leis' an mir vorüberrauschte.

Walthar Hardmann, Bern.